

Die Anbetung Jesu im Zeitalter der Apostel

von

D. Theodor Zahn.

==== Fünfte Auflage. ====



Leipzig.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.

1910.

~~~~~  
Alle Rechte vorbehalten.  
~~~~~

Löttingen d. 28. März 1860.

Sehr geehrte Frau Fräulein!

Wenn Sie Robinson und Ruyter's Journal gelesen haben
sicher gut finden, die Abenteuer zu lesen, mit welcher
Ihre Einbildungskraft, nur 25 Jahre alte Abenteuer sind
sicher nicht möglich, sondern die sind möglich, und
nicht die Abenteuer, sondern die Abenteuer die Abenteuer
zu überwinden. Ich habe schon gesagt, daß es nicht
sind nicht möglich, sondern die Abenteuer sind nicht
zu den Abenteuerigen Gängen der Abenteuer, daß es
die Abenteuer in den Abenteuerigen Gängen, der Abenteuer
überwinden, oder nicht mit allen Abenteuer ist. Ja,
ja nicht die Abenteuer der Abenteuer, sondern die Abenteuer
nicht möglich sind, sind die Abenteuer zu überwinden
nicht, oder nicht möglich, so oft die Abenteuer überwinden,
nicht nicht möglich sind zu den Abenteuerigen

und Xaqa, nun verweise der Herr auf die Abhandlung 2. Theil.
7, 6-9 zu verweisen vermöge.

Herrn von, hochwirdelicher Herr Präsidentent,
verweise der aufgeführten Anordnungen
und der folgenden Zusammenfassung

Herrn von, hochwirdelicher

Th. Zamm

Vorwort.

Aus dem Kreise der Laien, welche durch die jüngst ans Licht der Öffentlichkeit getretene Glaubensverschiedenheit innerhalb der evangelisch=lutherischen Geistlichkeit Bayerns sich beunruhigt fühlen, wurde mir neuerdings der Wunsch ausgesprochen, daß der im Jahre 1885 in Stuttgart gehaltene Vortrag über „Die Anbetung Jesu im Zeitalter der Apostel“ noch einmal in einem Sonderdruck veröffentlicht werden möge, nachdem der erste Druck schon dreimal in den einander folgenden Auflagen der „Skizzen aus dem Leben der alten Kirche“ (1893, 1898, 1908) wiederholt worden ist. Während ich dem gleichen Ansinnen, das schon früher mehrmals ohne besondere Veranlassung durch Tagesereignisse an mich gestellt wurde, bisher keine Folge gab, glaubte ich es diesmal tun zu sollen, schon um nicht durch meine Ablehnung dem Irrtum Vorschub zu leisten, daß die einfachen Tatsachen und Wahrheiten, die der Vortrag in helleres Licht zu setzen bemüht war, heute weniger zeitgemäß seien, als vor 25 oder vor 100 oder vor 1800 Jahren. Wie notwendig ihre Beherzigung heute unter uns ist, zeigt besonders deutlich die Antwort, welche vor einigen Wochen zwei Nürnberger Geistliche auf ein „Amtsbrüderliches Schreiben“ des Präsidenten unseres Oberkonsistoriums an die lutherischen Pfarrer Bayerns gegeben

und alsbald durch die Tagespresse verbreitet haben. Gegenüber der Betonung der Anbetung Jesu als eines Kriteriums für die Beurteilung der unter den berufenen Predigern des Evangeliums vorhandenen religiösen Differenzen werden als die von Jesus selbst angegebenen Kennzeichen wahrer Jüngerschaft genannt: 1. die ohne Selbstverleugnung nicht mögliche Nachfolge Jesu, 2. die Erfüllung des gebietenden Willens Gottes, 3. die gegenseitige Liebe der Jünger Jesu unter einander. Fügen wir zu den bekannten Worten Jesu, welchen diese Kennzeichen echter Jüngerschaft entnommen sind (Matth. 7, 21; 16, 24; Joh. 13, 35), etwa noch die ebenso bekannte Forderung der Feindesliebe und die Lehre des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter, daß wir auch dem, welcher weder der Abstammung noch dem Religionsbekenntnis nach unser Bruder ist, barmherzige Liebe beweisen sollen, so könnten wir diese herrlichen Worte unseres Herrn und Meisters vielleicht als einen kurzen Abriss seiner Sittenlehre gelten lassen, aber nimmermehr doch als eine Beschreibung der Religion, deren treue Bewahrung, aufrichtige Betätigung und allseitige Verbreitung Jesus seinen ersten Jüngern und damit seiner Gemeinde aller Zeiten anbefohlen hat. Alles dies ist ja Gesetz und nicht Evangelium, ist Gebot Jesu an seine Jünger und nicht die frohe Botschaft von der in der Person Jesu erschienenen, in Wort und Tat von ihm bezeugten, rettenden Gnade Gottes, durch deren gläubige Annahme sie seine Jünger geworden sind, und deren Verkündigung in aller Welt ihr Beruf sein sollte. Gewiß sind auch die Gebote Jesu, „das Gesetz Christi“, wie Paulus sie zusammenfassend nennt (Gal. 6, 2), uns heilig. Aber wie hat doch Jesus dieses Gesetz gelehrt? Er hat einerseits, wie in der Bergpredigt und so vielen anderen uns überlieferten Reden, die sittlichen Forderungen an seine Jüngerschaft als die richtige Auslegung des bereits im Alten Testament

ausgesprochenen Willens seines himmlischen Vaters erwiesen, und er hat dies mit so überzeugender Kraft getan, daß auch der aufrichtige Jude, der keineswegs gesonnen war, sein Jünger zu werden, kaum etwas dagegen einzuwenden hatte und noch heute einzuwenden hat. Andererseits aber hat Jesus auch keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Erfüllung dieses Gesetzes, die er meint und seinen Jüngern zur Pflicht macht, das eigentümliche Verhältnis zu seiner Person und das durch ihn vermittelte eigenartige Verhältnis zu Gott zur Voraussetzung hat, welches die Jünger Jesu von dem frommen Juden, dem asketisch denkenden und lebenden Buddhisten und dem human gesinnten Mohammedaner unterscheidet. Es ist niederschlagend zu sehen, daß christliche Theologen Stellen wie Matth. 7, 21 ohne Rücksicht auf Matth. 7, 23, oder Joh. 13, 35 ohne Rückblick auf Joh. 13, 34, oder Matth. 16, 24 ohne Vergleichung mit Matth. 10, 32—39 zur Grundlage ihres Urteils über das, was das Wesen des Christentums sei, machen und zur Rechtfertigung ihrer eigenen Stellung als Lehrer der christlichen Gemeinde anführen mögen. Sollten das wirklich „die Anfänge eines neuen Bibelverständnisses“ sein, welche uns „eine hundertjährige Arbeit forschender Theologie“ geschenkt hat? Ich sollte meinen, diese Beiseiteschiebung der wesentlichsten Merkmale christlicher Denkweise erinnere mehr an die Zeit vor 100 Jahren, da ein H. G. C. Paulus das Neue Testament „im Geist seiner Zeit“ auslegte und auf Kirche und Schule auch in unseren Landen mächtig wirkte, als an die theologische Arbeit des seither verflossenen Jahrhunderts.

Solange unsere Gemeinden nicht auf den Namen evangelischer Gemeinden verzichten, können sie sich nicht abspießen lassen mit einer Moral, welche sich auf einzelne, willkürlich herausgegriffene Aussprüche Jesu stützt, und mit einigen mehr-

deutigen Reminiszenzen an die kirchliche Lehrüberlieferung, sondern müssen sich nähren an dem alten und ewig jungen Evangelium selbst. Wo aber dieses unverfälscht gepredigt wird und in heilsbegierigen Herzen Glauben findet, wird allemal auch Anbetung des auferstandenen und erhöhten Erlösers der Wiederhall des gehörten und geglaubten Evangeliums sein.

Der Text des nachstehenden Vortrags ist, abgesehen von etwa zehn Worten, ohne Änderung aus der 3. Auflage der Skizzen S. 271—308 abgedruckt; die dazu gehörigen, dort im Anhang S. 385—388 gedruckten Anmerkungen sind nur teilweise und in verkürzter Form unter den Text gesetzt.

Erlangen, den 8. Mai 1910.

D. Theodor Zahn.

Unter den weltgeschichtlich großen Religionen, von deren Ursprung und Entwicklung wir eine mehr oder weniger deutliche Kunde besitzen, ist das Christentum die einzige, welche von Anfang an in der Anbetung ihres „Stifters“ den bezeichnenden Ausdruck ihres Wesens gefunden hat.

Wenn man von einem menschlichen Stifter des Judentums reden dürfte und Moses oder Abraham dafür gelten ließe, so bedürfte es auch nicht erst des Beweises, daß das jüdische Volk in keiner Periode seines langen Lebens die Versuchung gehabt hat, diese großen Gestalten seiner Urzeit als göttliche Wesen zu verehren und anzubeten. Nicht gegen solche Menschenvergötterung, sondern gegen den Götterglauben und Götzendienst der Heiden, in deren Mitte Israel wohnte, war die Mahnung gerichtet: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Herr“. Dies Wort wurde erst recht das Grundbekenntnis des Judentums, als ein Teil des Volks sich zu Jesus als dem Messias bekannte und den Gefreuzigten als den im Himmel thronenden Herrn anbetete. Das war einer der schwersten Vorwürfe gegen diese Keher des Judentums, daß sie zwei Herrschergewalten im Himmel bekannten. Einer ihrer heftigsten Gegner, der Rabbi Akiba, soll mit dem Worte „Einiger“ sein Leben als Märtyrer des Judentums ausgehaucht haben.

Auch das Bekenntnis des Islam zu dem einen Gott und Mohammed als seinem Propheten war zunächst gegen die heid-

nische Vielgötterei gerichtet; aber es verhielt sich auch von Anfang an abwehrend gegen die angebliche Menschenvergötterung der Christen. Als im Laufe des Mittelalters die Berührungen der christlichen Völker mit der mohammedanischen und der jüdischen Kultur aufgehört hatten, nur feindliche zu sein, gewöhnte man sich daran, von sehr verschiedenen Standpunkten aus und mit sehr verschiedenem Erfolg Judentum, Christentum und Islam als die drei monotheistischen Religionen zusammenzustellen, auf welchen die Kulturentwicklung der Welt beruhe. Noch Lessing in seinem Nathan knüpfte an diese mittelalterliche Tradition an.

Erst im letzten Jahrhundert ist der Buddhismus in den Gesichtskreis der allgemeinen Bildung Europas gerückt worden. Der fremde Gast aus Indien hat sich hier einer auffallend sympathischen Aufnahme zu erfreuen gehabt, und zwar nicht nur in solchen Kreisen, deren philosophisches Denken zu einer mit dem Buddhismus verwandten Weltanschauung geführt hatte. Man hat den Buddhismus mit dem Christentum und dem Islam zusammengestellt als eine der Religionen, welche ihre Lebenskraft dadurch beweisen, daß sie Mission treiben; und an Erfolg, soweit er in der Zahl seiner Befenner sich darstellt, übertrifft der Buddhismus auch unseren Glauben. Man hat neuerdings einen beträchtlichen Teil unserer evangelischen Geschichte für eine Nachbildung der Legenden von Buddha ausgegeben. Aber auch wenn man sich von solchen Abenteuerlichkeiten abwendet, drängen sich der oberflächlichen Betrachtung bedeutsame Züge der Ähnlichkeit auf. Hier wie dort an der Spitze einer durch Jahrtausende hindurchgehenden religiösen Bewegung die erhabene Gestalt eines erleuchteten Mannes, welcher im Gegensatz zu einer erstarrten Nationalreligion der göttlichen Wahrheit unmittelbar gewiß geworden ist und diese

durch das sanfte Mittel des Worts seinen Jüngern und durch sie den Völkern mittheilt. Hier wie dort die Botschaft von einer Erlösung, zu welcher alle gelangen können. Hier wie dort die Ähnlichkeit mit dem Stifter das Ziel des religiösen und sittlichen Strebens aller seiner Befenner. Und doch zeigt das Christentum seinen unterscheidenden Charakter in Vergleichung wohl mit keiner anderen der genannten Religionen so deutlich, als im Vergleich mit dem Buddhismus. Ein neuerer Darsteller des Buddhismus sagt: Die buddhistische Lehre könnte in allem wesentlichen das sein, was sie in der That ist, auch wenn man sich den Begriff des Buddha aus ihr fortdächte. Was wäre aber eine christliche Lehre ohne Christus? Derselbe Gelehrte sagt: „Buddha ist in das Nirwana eingegangen; wollten seine Gläubigen zu ihm rufen, er könnte sie nicht hören. Darum ist der (echte) Buddhismus eine Religion ohne Gebet.“ Die Christen waren von Anfang an Anbeter Christi. Mit dieser Behauptung bin ich bei meinem Gegenstand angelangt.

. Im Jahre 112 u. Z. hatte Plinius, ein feingebildeter römischer Beamter, als Statthalter einer kleinasiatischen Provinz seinem Kaiser Trajan über gerichtliche Verhöre zu berichten, welche er mit zahlreichen Christen seines Verwaltungsbezirkes angestellt hatte. Es fanden sich darunter solche, welche bezeugten, daß sie allerdings Christen gewesen seien, sich aber seit längerer oder kürzerer Zeit vom Glauben und Gottesdienst der Christen losgesagt haben. Diese bekannten unter anderem, daß sie ehemals, da sie noch Glieder der Christengemeinde waren, die Gewohnheit gehabt hätten, an einem regelmäßig wiederkehrenden Tage in der Frühe des Morgens sich zu versammeln, um Christo, als ob er ein Gott wäre, oder Christo als einer Art von Gott ein Loblied mit ein-

ander zu singen. So lautet nach dem Bericht des heidnischen Richters die Aussage nicht der Christen, sondern der Renegaten des Christentums, über die Stelle, welche Christus im christlichen Gottesdienst jener Zeit einnahm. Christus der Quasi-Gott, den die Gemeinde in den Liedern und Gebeten ihres Gottesdienstes feiert und anredet, als ob er Gott wäre: so lautet heutzutage das Bekenntnis vieler, welche doch auf ihre Zugehörigkeit zur Gemeinde und auf den Zusammenhang ihres Glaubens mit dem ursprünglichen Christentum ein großes Gewicht legen. Geschichtliche Irrungen können dabei nicht ausbleiben. Es ist charakteristisch, daß einer unserer Modernen kürzlich es fertig gebracht hat, jene Bezeichnung Christi als Quasi-Gott, welche der Heide Plinius den abfallenden Christen in den Mund legt, als zutreffenden Ausdruck des christlichen Gemeinglaubens in nachapostolischer Zeit auszugeben. Wäre das richtig, so hätte man anzunehmen, aber auch zu beweisen, daß erst im Verlauf des zweiten oder gar des dritten Jahrhunderts aus dem Quasi-Gott Christus ein wahrer Gott und aus dem lobpreisenden Gesang der Gemeinde auf ihren erhabenen Stifter eine wirkliche Anbetung Jesu, ein Anrufen seiner Hilfe und Gnade geworden wäre. Man müßte ferner beweisen, daß die Gemeinde der ersten Zeit entweder gleichfalls Jesum nur als Quasi-Gott verehrt und gepriesen habe, oder daß sie selbst dies noch nicht gewagt habe. Dann könnten wir von Stufe zu Stufe die Entwicklung verfolgen, durch welche aus dem frommen und demüthigen Mann von Nazareth der angebetete Gott und Herr der Christenheit geworden wäre. Aller alles Zeugnis der Geschichte widerspricht dem. Jesus ist von den Gläubigen unter seinen Zeitgenossen angebetet worden. Die, welche ihm ins Auge gesehen und aus seinem Munde das Wort der Lehre gehört hatten, haben ihn, seitdem sie solches

nicht mehr zu sehen und zu hören bekamen, in der Gewißheit angerufen, daß er sie höre und die Macht besitze, ihnen zu helfen. Eben darin liegt der Beweis dafür, daß, wo immer während des zweiten und dritten Jahrhunderts bei Heiden- und Judenthümern eine niedrigere Anschauung von der Person Christi sich zeigt, als in den Schriften des Neuen Testaments, das nicht Reste des ursprünglichen Gemeinglaubens sind, sondern Folgen desselben Unvermögens, sich auf der Höhe der apostolischen Anschauung zu erhalten, welches sich an so vielen anderen Punkten der Lehre und des Lebens zu derselben Zeit zeigt.

Ich möchte zunächst die Tatsache der Anbetung Jesu in der apostolischen Kirche feststellen und sodann die Frage zu beantworten suchen, was diese Tatsache voraussetze, oder wie sie sich erkläre.

I.

Es waren seit dem Tode Jesu 27 Jahre verflossen, als Paulus seinen ersten Brief an die Korinther schrieb. An manchen Stellen dieses Briefes sah der Apostel sich veranlaßt, jener Gemeinde zum Bewußtsein zu bringen, daß sie durch ihr anmaßliches Urteilen und ihr eigenwilliges Verfahren nicht nur ihre eigene Einheit, sondern auch ihren Zusammenhang mit ihm, ihrem geistlichen Vater, und mit der ganzen Christenheit aufs höchste gefährde. In diesem Interesse erinnert er die Korinther gleich in der Grußüberschrift daran, daß sie das, was sie sind, nicht für sich allein, sondern nur in ihrem Zusammenhang mit der ganzen Christenheit auf Erden seien. Das meint er, wenn er sie anredet als „berufene Heilige samt allen, die den Namen unseres Herrn Jesu Christi anrufen an allen ihren und auch unseren Orten“. Dies also war das

Kennzeichen aller Christen, das Einheitsband der räumlich getrennten Gemeinden: die Anbetung Jesu. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß wir dies nicht so zu verstehen haben, als ob in der damaligen Christenheit die Anrufung Gottes, des Vaters Jesu und der Christen, verstummt oder auch nur zurückgetreten wäre hinter der Anrufung Jesu. Alle Schriften des Neuen Testaments zeugen ja von der Innigkeit und Unablässigkeit des Betens der Kinder Gottes zu ihrem himmlischen Vater. Das Vaterunser ist nicht vergessen worden, und man hat dies Gebet nicht darum gering geachtet, weil auch ein Jude es beten konnte. Im Kultus wie im Leben der apostolischen Christenheit kam eben nicht nur und nicht zunächst der Gegensatz zu anderen Religionsgemeinden zum Ausdruck. Haben doch die Apostel in Jerusalem auch noch am Gottesdienst Israels teilgenommen und zu den üblichen Gebetsstunden den Tempel besucht, um mit ihrem Volk und für ihr Volk zum Gott ihrer Väter zu beten¹⁾. Aber wie der Glaube, so das Gebet. Neben dem Allgemeinen, was die Christen noch mit dem jüdischen Volk verband, mußte auch im Kultus das Besondere ihrer Gotteserkenntnis zu unzweideutigem Ausdruck kommen. Das geschah in der Anbetung Jesu; diese schied sie von allen übrigen Anbetern des einen Gottes, diese verband sie unter einander. Wie groß und mannigfaltig die Gegensätze sein mochten, welche innerhalb der einzelnen Gemeinden und zwischen den großen Gruppen unter sich gleichartiger Gemeinden bestanden, ihre

¹⁾ Vgl. Apostelgesch. 3, 1. Auch als Christ und Apostel beteiligt sich Paulus im Tempel wie außerhalb des Tempels an dem Gebet Israels um die Erfüllung der diesem Volk gegebenen Verheißungen Apostelgesch. 22, 17; 26, 7. Bis zu seinem Tode soll nach einem alten Bericht Jakobus, der Bruder des Herrn, unablässig im Tempel für sein Volk um Vergebung der Sünden gebetet haben.

Einheit in diesem Punkte war eine so zweifellose Tatsache, daß „Anrufer des Namens Jesu“ eine sofort verständliche Benennung der gesamten Christenheit war, und zwar eine passende Benennung da, wo es galt, an das Wesentliche zu erinnern, worin jedes Glied der weit zerstreuten Genossenschaft mit den übrigen einig bleiben muß, wenn es seinen christlichen Charakter bewahren will.

Der bedeutendste der Gegensätze, welche die Einheit der damaligen Christenheit gefährdeten, ein Gegensatz, welcher schon damals mehr als einmal zu bitterem Streit geführt hatte, war der zwischen den jüdischen Christen, welche in Palästina in ziemlich dichten Massen beisammensaßen und ihr christliches Leben in den Formen jüdischer Frömmigkeit, in den Ordnungen des mosaischen Gesetzes führten, und den vorwiegend aus Heiden bestehenden Gemeinden, welche Paulus mit seinen Gehilfen gesammelt und dann in ihrer Unabhängigkeit von den jüdischen Lebensformen verteidigt hatte. Aber gerade auch diesem Gegensatz gegenüber betont Paulus die Einheit der Christen, welche in der Anbetung Jesu ihren Ausdruck findet. An die Gemeinde zu Rom, für welche dieser Gegensatz von besonderer Wichtigkeit war, schreibt er: „Es ist hier (unter den Bekennern Christi) kein Unterschied zwischen Jude und Grieche; denn ein und derselbe ist ein Herr ihrer aller, reich über alle, die ihn anrufen“ (Röm. 10, 12). Eben hier zeigt sich auch, wie ernstlich das Wort von der Anrufung Jesu gemeint war; denn unmittelbar darauf führt der Apostel zur Bestätigung der Wichtigkeit gerade solcher Anrufung ein Wort des Propheten Joel an, worin von der letzten Zeit geweissagt war: „Es soll geschehen, wer des Herrn Namen anrufen wird, der soll errettet werden“. Paulus wußte so gut wie wir, daß der Prophet dort nicht von Jesus, dem Herrn der Christenheit, oder von

dem Messias, auf welchen Israel hoffte, geredet hatte, sondern von dem Gott Israels, dessen Eigenname Jahveh (Jehovah) in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments durch „Herr“ wiedergegeben war. Aber die Weissagung des Propheten sieht er sich erfüllen in der Anrufung Jesu von seiten seiner Gläubigen; diese ist so notwendig und so wirksam, wie die von Gesetz und Propheten geforderte Anbetung Jahveh's, ja sie ist mit ihr identisch. Der christgläubige Jude Paulus weiß, daß, wenn er Jesum im Glauben anbetet, er damit im Geist und in der Wahrheit die Bedingung des Heils erfüllt, welche der Gott seiner Väter allen gestellt hat, die errettet sein wollen. Ihrer religiösen Bedeutung nach unverkürzt und unverändert ist die alttestamentliche Anbetung Jahveh's übergegangen in die Anbetung Jesu; und dies Ziel zu erreichen sowohl bei denen, welche längst den einen Gott der Offenbarung verehrten, als bei denen, welche in heidnischer Unkenntnis desselben lebten, ist, wie Paulus dort weiter ausführt, der Endzweck der Sendung von Friedensboten durch alle Lande. Wo immer diese Boten ihren Auftrag mit Erfolg ausrichten, wo das von ihnen gepredigte Evangelium in Menschenherzen Glauben findet, da kommt es nicht nur zu dem Bekenntnis, daß der auferstandene Jesus der Herr sei, sondern auch zur Anbetung desselben. In dieser Hinsicht gab es unter den Christen jener Zeit keinen anderen Unterschied als den, welcher bestehen wird, so lange Menschen von Fleisch und Blut ihre Kniee zum Gebet beugen; ich meine den Unterschied, auf welchen auch Paulus einmal (2 Tim. 2, 22) hinweist, zwischen solchen, welche den Herrn aus reinem d. h. aufrichtigem Herzen anrufen, und den Heuchlern, welche mit den Lippen ihm nahen, während ihr Herz ferne von ihm ist. Aber dieser Unterschied entzieht sich beinahe völlig der menschlichen Erkenntnis und der geschichtlichen Betrachtung. Zweifellos da-

gegen ergibt sich aus den angeführten Zeugnissen des Paulus, daß noch nicht dreißig Jahre nach dem Tode Jesu die älteren Apostel und die Brüder Jesu so gut wie der nachgeborene Heidenapostel, die Hunderte von jüdischen Christen, welche Jesum vor und nach seiner Auferstehung mit leiblichen Augen gesehen hatten, und die Tausende aus Israel, welche sich ihnen angeschlossen hatten²⁾, ebensowohl wie die Heidenchristen in Ephesus und Korinth Anbeter Jesu waren, wie sie vordem Anbeter des Gottes Israels oder Anbeter der stummen Götzen gewesen waren. Was aber damals das allgemein Christliche, das über alle innerkirchlichen Gegensätze Hinausliegende war, das kann nicht erst kürzlich hier oder dort aufgekommen sein, das reicht vielmehr zurück in die gemeinsame Wurzel des damals schon weit verzweigten Baumes der Christenheit. Es ist auch innerhalb der 20—30 Jahre seit der Geburt der Kirche kein epochemachendes Ereignis, keine dem Ganzen sich mitteilende Entwicklung denkbar, welche die allgemeine Anbetung Jesu erst zur Folge gehabt hätte. Paulus konnte nicht so reden, wie wir ihn reden hörten, wenn er nicht schon damals, als er aus einem Verfolger ein Bekenner Jesu wurde, die Jünger in Damaskus und die Apostel in Jerusalem als Anbeter Jesu kennen gelernt hatte. Es besteht also kein Grund zu dem Verdacht, daß die Apostelgeschichte die Sprache einer späteren Zeit in die ersten Jahre der Kirche zurücktrage, wenn sie schon zur Zeit der Bekehrung des Paulus den Christen Ananias und die Juden zu Damaskus die Christen als die Anrufer des Namens Jesu bezeichnen läßt, oder wenn sie den sterbenden Stephanus für sich selbst und für seine Mörder zu Jesus beten läßt, ganz ähnlich, wie Jesus selbst am Kreuz zu seinem Vater

²⁾ 1 Kor. 15, 6; Apostelgesch. 21, 20; Röm. 11, 1—6.

gebetet hatte: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ „Herr behalte ihnen ihre Sünde nicht!“³⁾ Ja schon am Pfingstfest hat Petrus jenes Wort des Joel: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll selig werden,“ offenbar in demselben Sinne wie später Paulus angeführt; denn die Rede, welche an diesen prophetischen Text sich anschließt, läuft darauf hinaus, daß Jesus von Nazareth, der wundertätige Mann, welchen die Juden umgebracht, durch seine Auferstehung und Erhöhung zu einem Christ und Herrn gemacht worden sei. Jesus also ist jetzt der Herr, in dessen gläubiger Anrufung das Heil für alle Glieder des schwer verschuldeten Volkes liegt.

Das „Kyrie eleis“ unserer Kirchenlieder ist so alt wie die Kirche selbst. Wir sehen auch: die Anbetung Jesu war nicht eine lobpreisende Verherrlichung des dahingeshiedenen Meisters, nicht ein überschwänglicher Ausdruck der Verehrung und Begeisterung für ihn. Sie läßt sich auch nicht vergleichen mit der Heiligenverehrung einer späteren Zeit, zu deren Rechtfertigung man dann künstliche Unterscheidungen ersinnen mußte, sondern es ist eine bewußte Übertragung der Anbetung, welche Gott gebührt, auf Jesum, und es ist ein ernstliches Beten um die Güter, welche Gott allein geben kann. Nicht mehr in Abrahams Schoß tragen die Engel die Seele des Frommen, sondern Jesus, der im Himmel lebende, ist es, der sie empfängt und in seines Vaters Haus einführt. Wie er schon auf Erden die Vollmacht ausgeübt hat, den Menschen ihre Sünden zu erlassen, so übt er dieselbe nach dem Glauben des ersten christlichen Märtyrers (Apostelgesch. 7, 60) jetzt erst recht vom Himmel her aus,

³⁾ Apostelgesch. 7, 59 f.; 9, 14, 21; 22, 16. Zweifelhaft mag sein, ob Apostelgesch. 1, 24; 8, 24 Gott oder Jesus als der angebetete Herr gemeint ist.

aber nun nicht mehr wie ein beauftragter Knecht Gottes, sondern als ein Herr, auf dessen persönliche Huld und Gnade es ankommt. Er ist nicht nur der Verkündiger und Vermittler der Gnade Gottes, sondern seine eigene Gnade ist es, deren Wirkung auf die Seinigen die Apostel zu Anfang und Schluß ihrer Briefe den Gemeinden anwünschen. Sein persönliches Erbarmen zu erfahren bekommen, heißt in den Gnadenstand versetzt werden, dessen die Christen sich erfreuen. Sein Erbarmen bedingt die diesseitige und die jenseitige Seligkeit der einzelnen ⁴⁾. Es ist doch nur eine Ausführung der überall im N. Testament sich findenden Vorstellung von der Vermittlung aller Gnade Gottes durch den zu Gott erhöhten Jesus, wenn der Hebräerbrief Jesus als den Hohenpriester beschreibt, welcher auf Grund der hinter ihm liegenden eigenen Lebenserfahrung mit den Christen in ihren mannigfaltigen Lagen der Schwachheit und Hilfsbedürftigkeit Mitleid haben kann und wirklich hat. Wenn derselbe Verfasser daraufhin auffordert, dem Throne Gottes als einem Thron der Gnade zuversichtlich zu nahen, was ja nicht anders als im Gebet geschehen kann, so ist dies Gebet nicht nur ein Anrufen des weltregierenden Gottes, sondern auch ein Appell an das mitleidige Herz des Hohenpriesters und Throngenossen Gottes. Jesus hat eben nicht nur eine allgemeine Beziehung zu dem Ganzen seiner Gemeinde, sondern zu jedem einzelnen, der ihn anruft; und in bezug auf sie alle, wie zerstreut sie wohnen, wie mannigfaltig und zahllos ihre Bedürfnisse sein mögen, ist er ebenso reich, wie sie ohne ihn arm wären. Auch die irdischen Nöte und die leiblichen Bedürfnisse sind nicht vom Gebet zu ihm ausgeschlossen.

Nehmen wir ein Beispiel, welches uns zugleich noch andere

⁴⁾ 1 Kor. 7, 25; 1 Tim. 1. 12—16; 2 Tim. 1, 18; 4, 17. 18.

Charakterzüge des Gebets zu Jesus veranschaulicht. Paulus trug ein schweres körperliches Leiden mit sich herum⁵⁾; wir wissen nicht genau, worin es bestand; aber es muß ein sehr quälendes und zugleich ein unheimliches Übel gewesen sein, wenn er es einem spitzen Pfahl vergleicht, der sich in sein Fleisch einbohrt, wenn er es auf einen Satansengel zurückführt, welcher ihn mit Fäusten schlägt, oder wenn er von seiner Krankheit spricht als von einer Versuchung für die Hörer seiner Predigt, ihn zu verachten, ja zu verabscheuen. Dreimal, so bekennt er den Korinthern, hat er den Herrn um Erlösung von diesem Übel gebeten. Man möchte fragen: nur dreimal? mußte das nicht ein Gegenstand täglichen Gebetes für den tatendurstigen Mann sein? Aber die Apostel nahmen es nicht leicht mit einem Gebete ohne Erfolg. Gebet ist Klage, welche Antwort fordert und, wenn sie keine findet, zuletzt verstummt. Das Gebet der Christen ist nur in dem Maße ein unablässiges, als es Erhörung findet. Auch das Gebet des Paulus ist nicht unerhört geblieben. Er ist in seinem Herzen der Antwort gewiß geworden: „Laß dir an meiner Gnade genügen“, d. h. trage deine Plage weiter, welche nicht hindert, daß du meine Gnade besitzest, welche vielmehr dazu dient, daß meine Kraft in deiner Schwachheit sich mächtig erweise. Aber ein zweites und ein drittes Mal hat Paulus seine erste Bitte wiederholt. Gesah das etwa nach neuen Krankheitsanfällen und in längeren Zwischenräumen, so war die Frage des Petrus veranlaßt, ob es nicht jetzt endlich der Prüfung genug sei. Aber wir bedürfen dieser Annahme nicht, wenn wir uns des dreimaligen Betens Jesu in Gethsemane erinnern. Erst als zum zweiten und dritten Mal die gleiche Antwort erfolgte, hat Paulus aufgehört, hier=

⁵⁾ 2 Kor. 12, 7—9; Gal. 4, 13 f.

um zu beten. Es handelte sich hiebei um das Gut leiblicher Gesundheit, aber nicht an den allmächtigen Schöpfer und Vater hat Paulus sein flehentliches Gebet gerichtet, sondern an den Herrn, und das heißt bei Paulus überall, wo er nicht in alttestamentlichen Worten redet, und zumal hier, wie der Fortgang der Rede unzweideutig zeigt, an den Herrn Jesus. Mit ihm also pflegt Paulus einen Umgang, in welchem er alles zur Sprache bringt, was ihn drückt; in welchem es auch nicht bei der Frage und Bitte des hilfsbedürftigen Menschen sein Bewenden hat, sondern Antwort erfolgt, und zwar eine befriedigende Antwort auch in solchen Fällen, wo keine Veränderung der Lebenslage ein äußeres Zeichen davon ist, daß das Gebet Erhörung gefunden. Wenn nun der Gebetsumgang eines Paulus mit Christus solcher Art gewesen ist, wieviel natürlicher muß ein solcher den persönlichen Jüngern Jesu gewesen sein, welche in mehrjährigem Verkehr mit ihm sich daran gewöhnt hatten, sich bei jeder Not und Unklarheit an ihn zu wenden, am Stab seines Wortes, am Blick seines Auges, am Griff seiner Hand sich aufzurichten, wenn sie meinten versinken zu sollen. Nur wenn sie ihn für tot gehalten, wenn sie nicht an seine Auferstehung geglaubt hätten, hätte es ihnen untunlich erscheinen können, auch fernerhin von Person zu Person mit ihm zu verkehren. Aber sie waren davon überzeugt, daß er lebe; und in jenen Tagen nach der Auferstehung, in welchen sie diese Überzeugung gewonnen haben, erfuhren sie auch, daß Jesus jetzt nach seiner Verklärung nicht weniger als in seinen Fleischestagen den einzelnen mit seinen besonderen Bedürfnissen im Auge habe, dem Einen so, dem Andern anders begegne. Die Erscheinungen des Auferstandenen hörten auf, aber nicht der Glaube an den ungeschwächten Fortbestand, ja an die gesteigerte Lebendigkeit des Gemeinschaftsverkehrs zwischen Christus und

den Christen. Für den Glauben und das Gefühl der ersten Jünger war es ein persönlicher Verkehr mit dem unsichtbaren Herrn, welchen sie in der Anbetung Jesu pflegten. Man kann fragen, ob diese Anbetung auch bei ihrer Ausdehnung auf weitere Kreise, ob sie auch bei solchen, welche vorher nicht den persönlichen Umgang Jesu genossen hatten, den gleichen Charakter persönlicher Vertraulichkeit habe bewahren können? Aber schon das Beispiel des Paulus beweist, daß dem allerdings so war. Wie nach dem Bericht der Apostelgeschichte das für seine Bekehrung entscheidende Erlebnis ein Zwiegespräch zwischen Jesus und Paulus gewesen ist, so hat dieser Apostel auch in der Folgezeit wachend und träumend in einem Verkehr der Rede und Gegenrede mit Jesus gestanden, ohne daß wir unter den vielen Bekenntnissen seiner Schwachheit eine Spur davon entdecken können, daß er auch nur einen Moment die Möglichkeit einer Selbsttäuschung auf diesem Gebiet zweifelnd erwogen hätte. Ausdrücklich versichern ja auch die ersten Zeugen, die „Freunde“ Jesu, wie er sie selbst genannt hat, daß in bezug auf die Gemeinschaft mit dem Herrn kein Unterschied bestehe zwischen ihnen und den übrigen Christen, die den Herrn nicht gesehen und doch lieb haben⁶⁾. So hat Jesus auch für die betende Gemeinde keine andere Gestalt angenommen, als die, welche sich der Erinnerung der Augenzeugen unauslöschlich eingepägt hatte. Die hatten ihn nicht nur als den Prediger des Evangeliums für die Armen, als den Heiland der Seelen, als den Spender der Sündenvergebung kennen gelernt, sondern auch als den Arzt der geistig und leiblich Kranken, als den Mann der Macht auch über die Natur. Wo es am täglichen Brot gebrach, da hatten sie ihn Tausende wunderbar und doch

⁶⁾ Vgl. 1 Petr. 1, 8; 2 Petr. 1, 1; 1 Joh. 1, 3.

mit wirklichem Brote speisen, und selbst für den Luxus hatten sie ihn sorgen sehen, wo der Wein zum Festmahl ausging. Und das waren nicht vereinzelte Taten gewesen, deren Zweck schlecht hin außer ihnen selbst lag. Zumal das Heilen der Kranken war sein immer wiederkehrendes Geschäft gewesen; es stellte sich dar als ein wesentlicher Bestandteil seiner Berufsarbeit. Gerade mit dieser anstrengenden Arbeit hatten sie ihn wie einen vielgesuchten Arzt bis in die Nacht hinein, bis zur Erschöpfung seiner Kräfte beschäftigt gesehen. Danach mußte sich auch der Glaube bemessen, in welchem die Gemeinde zu ihrem erhöhten Haupte betete. Es war unmöglich, daß sie sich sein Wirken auf das geistliche Leben hätten beschränkt denken sollen. Nein, nicht beschränkt, sondern allen hemmenden Schranken enthoben war für sie der Herr, seitdem er zu Gott erhöht war. Wenn er vordem nur auf diejenigen wirkte, welchen es vergönnt war, ihm körperlich nahezu kommen, so war er jetzt allen erreichbar, welche im Glauben zu seiner Höhe emporblickten; und wenn vordem nur einige wenige aus der zahllosen Menge der Leidenden auf Erden ihm ein „Herr, erbarme dich“ zuriefen, so konnten jetzt alle, welche in der weiten Welt an ihn gläubig wurden, ebenso zu ihm rufen, auch in aller Not des leiblichen Lebens. Und sie taten es in der Gewißheit, daß der, welcher einst arm war, jetzt reich sei, reich genug, um sie alle zu hören und zu erhören. Dieser Glaube wurde bestätigt durch Erfahrungen von der Macht des Namens Jesu auch über leibliche Krankheit. Einzelne Taten dieser Art, wie sie uns die Apostelgeschichte reichlich berichtet, hätten als Ausnahmen, als unachahmliche Auszeichnungen der Apostel gelten und ohne tiefergehende Wirkung auf das Bewußtsein der betenden Gemeinde bleiben können. Aber wir sehen aus dem Brief des Jakobus (5, 14—18), daß es als etwas ganz gewöhnliches galt, durch

gläubiges Gebet und Salbung im Namen Jesu tödlich Kranke zu heilen. Auch die christenfeindliche jüdische Literatur gibt diesem Glauben der alten Christenheit in Palästina ein unverdächtiges Zeugnis. Demselben Herrn aber, in dessen Namen und Auftrag man so mit dem Kranken verfuhr, schrieb man auch die Heilung zu ⁷⁾. An Jesus also ward das heilkräftige Gebet gerichtet.

Solche Praxis setzt den Glauben voraus oder schließt ihn vielmehr ein, daß der erhöhte Herr im Besiz göttlichen Wissens und göttlichen Vermögens stehe; daß es kein Gebiet menschlichen und weltlichen Lebens gebe, über welches ihm keine Herrschergewalt zustehe; daß auch die Engel und Geister, durch welche Gott seinen Willen in der Mannigfaltigkeit des Naturlebens verwirklicht, jetzt in noch ganz anderem Umfang, wie zur Zeit seines Erdenlebens, Jesu untergeordnet sind als Diener und Werkzeuge seines Willens. Eben diese Überzeugung von der vollen Teilnahme Jesu an der Weltregierung Gottes fand ihren gebräuchlichsten Ausdruck in den Worten „sitzend zur Rechten Gottes“.

Wenn man nun fragt, in welchem Namen die Gemeinde aussprach, was Jesus ihr als Gegenstand ihrer Anbetung war, so möchte man sich fast wundern, daß die Antwort nicht einfach lautet: Gott. Dieser Name scheint doch der allein entsprechende zu sein für den, welchen man in so kühnem Glauben, in so vollem Ernst, in so umfassendem Sinn anbetete, wie Jesus von Anbeginn angebetet worden ist. Der Name fehlt auch nicht gänzlich. Paulus bezeichnet Christum einmal als „den, der über alle erhaben ist, Gott gepriesen in Ewigkeit“ ⁸⁾. Wir

⁷⁾ Vgl. einerseits Apostelgesch. 9, 34; Jak. 5, 15, andererseits Apostelgesch. 3, 6. 16; 4, 10—12; 19, 11—17; Matth. 7, 22; 18, 19 f.; Luk. 10, 17.

⁸⁾ Röm. 9, 5. Der alte Streit der Ausleger darüber, ob hier Gott

hören den Herrn anderwärts „unseren Gott und Heiland“ nennen⁹⁾. Und es hat nichts zu bedeuten, daß wir diese Ausdrucksweise nicht in älteren Schriften finden, als in den Briefen des Paulus; denn wir besitzen keine ältere christliche Literatur als diese Briefe, mit Ausnahme etwa des kleinen Briefs des Jakobus, in welchem Christus überhaupt nur vier- oder fünfmal unzweideutig erwähnt wird. Der Name, unter dem es dort mehrmals geschieht, lautet „der Herr“; dies ist aber auch der Name über alle Namen, in welchen die apostolische Christenheit ihren Glauben an Jesum am allergewöhnlichsten faßte¹⁰⁾, den wir auch regelmäßig da angewandt finden, wo von seiner Anbetung die Rede ist. Es ist bezeichnend für die Maßhaltigkeit der religiösen Sprache der Apostel, daß dies abgenützte Wort „Herr“ ihnen genügte, ihr Höchstes zu benennen. Als höfliche oder ehrerbietige Anrede des Fernerstehenden oder des Höherstehenden war es damals üblich; in seiner griechischen Form, welche uns in dem „Kyrie“ unserer älteren Lieder und Liturgien erhalten ist, war es in die Umgangssprache der Juden Palästinas übergegangen. In dieser Form vielleicht, und jedenfalls in diesem Sinne, hatten es die Jünger im Verkehr mit Jesus regelmäßig gebraucht (Joh. 13, 13); aber sie blieben dabei, auch da sie ihn als den Throngenossen Gottes anbeteten. Ihre Sprache war eben nicht die schwülstige Sprache der Prunkredner und der schlechten Dichter, welche sich erhitzen und in „immer sich steigern den Prädikaten“ sich überbieten, um dem dürftigen Gegenstand ihrer Rede den Schein des Großen zu geben. Die Regel des Meisters, daß ihre Rede „Ja, Ja;

oder Christus gemeint sei, ist nicht in besonderer Dunkelheit der Rede begründet.

⁹⁾ 2 Theß. 1, 12; Tit. 2, 13; 2 Petr. 1, 1.

¹⁰⁾ Röm. 10, 9; 1 Kor. 8, 6; 12, 2; Phil. 2, 11; Eph. 4, 5.

Nein, Nein“ sein sollte, galt ihnen nicht nur als Verbot des leichtsinnigen Schwörens; sie haben diese Regel auch befolgt in der Bezeugung ihres Glaubens. Die „schlechte Theologie“, welche Ja und Nein zugleich sagt, weil sie keines von beiden ernst nimmt, war den Aposteln fremd. Maßvoll, aber vollwichtig war ihr Ja, wie ihr Nein. Sie wußten ja, daß es viele gibt, welche Herren heißen und in gewissem Sinne Herren sind. Wenn sie trotzdem Jesum schlechtweg den Herrn oder ihren Herrn und sich seine Knechte nannten, so nahmen sie das Wort in seiner vollen Wahrheit, in dem vollen Sinne, den es vordem nur gehabt hatte, wenn Israel von seinem Gott als dem Herrn redete. Solchem Herrn gebührt die Anbetung; und dem, welcher so angebetet wurde, gebührte das Bekenntnis, daß er der Herr sei, neben dem seine Gemeinde keinen zweiten hat.

Und doch hatten die, welche so von und zu ihm redeten, ihn gesehen, wie er von der Wanderung ermüdet, hungrig und durstig am Brunnen sich niedersetzte; sie hatten mit ihm gegessen und getrunken; sie hatten ihn als hilfsbedürftigen Menschen zu Gott beten hören. Was immer sie an Wunderbarem in seinem Umgang erlebt haben mögen, es konnte den Eindruck nicht verwischen, welchen die alltägliche Erfahrung gemacht hatte, daß die Regel gemeinmenschlichen Lebens auch für ihn die Regel war. Für die kühlere Betrachtung des Unbetheiligten drängt sich die Frage auf: Ist Jesus ein Mensch gewesen, welchen seine Freunde wenige Wochen nach seinem Tode vergöttert haben?

II.

Es fragt sich allerdings, ob es gegenüber der Tatsache, die ich bisher beschrieben habe, Unbetheiligte gibt. Unbetheiligt kann man jedenfalls die Juden und die Heiden nicht nennen,

welche von Anfang an den Christen das aufgerückt haben, daß sie einen Gekreuzigten als Gott verehrten. Den Heiden war der Gedanke sehr geläufig, daß Menschen einen Menschen zu Gott machen und als Gott verehren. Böswillige Juden konnten bei ihnen Glauben finden, wenn sie gelegentlich die Vermutung hinwarfen, die Christen möchten einmal statt des Gekreuzigten einen anderen aus ihrer Mitte, einen Märtyrer wie Polycarp unter dem unmittelbaren Eindruck seines heroischen Todes göttlich zu verehren beschließen. Juden konnten so spotten, und Heiden konnten das glauben¹¹⁾. Es war schon manches Jahrhundert darüber hingegangen, seit griechische Denker alle Göttergestalten des Olymp für geborene und gestorbene Menschen erklärt hatten, die man wegen ihrer Verdienste um die Kultur vergöttert habe. Aber das war auch der Anfang des Endes alles ernstgemeinten Kultus dieser Götter. Die Römer haben sich rasch daran gewöhnt, daß ihre Kaiser unmittelbar nach ihrem Tode unter die Götter versetzt wurden. An uralte Traditionen der heidnischen Welt knüpfte das an; aber die Art, wie man jetzt dabei verfuhr, und die Leichtigkeit, mit welcher die aufgeklärte Welt sich daran gewöhnte, ist doch nur zu verstehen auf Grund der Abgestorbenheit der alten Götterdienste. Man rühmte es an dem edlen Kaiser Trajan, daß er nicht wie einige seiner Vorgänger schon bei Lebzeiten Titel und Ehren wie die Götter für sich beanspruche, sondern geduldig darauf warte, daß man ihn nach seinem Tode zu einem Gott mache. Mit scheinbar völliger Naivetät bediente man sich dieses Ausdrucks¹²⁾. Wir haben eine Beschreibung der Ceremonien, unter

¹¹⁾ Nach dem gleichzeitigen Bericht der Gemeinde von Smyrna vom J. 155 über den Märtyrertod ihres Bischofs Polycarp Kap. 17.

¹²⁾ Plinius im Panegyricus Kap. 35; vgl. den älteren Vellejus Paternulus, Röm. Geschichte II, 126, 1.

welchen diese sogenannte Apotheose am Ende des zweiten Jahrhunderts vollzogen wurde. Während der Leib des Kaisers zur Erde bestattet wurde, mußte eine möglichst treu dem Verstorbenen nachgebildete Wachsfigur seine Stelle vertreten und den Mittelpunkt mehrtägiger pantomimischer Feierlichkeiten bilden. Wenn dann zum Schluß die Wachsfigur auf einem kostbaren Scheiterhaufen verbrannt wurde, ließ man einen daran festgebundenen Adler los, damit er zugleich mit den Flammen gen Himmel aufsteige. Der Berichterstatter fügt hinzu: „Von diesem Adler glauben die Römer, daß er die Seele des Kaisers von der Erde zum Himmel emportrage, und von dem Augenblick an verehren sie dieselbe mit den übrigen Göttern“¹³⁾. Ich will nicht fragen, wie viele Römer das wohl wirklich geglaubt haben; das aber darf man zuversichtlich behaupten, daß kein Mensch im weiten römischen Reich diese Kaiser-Götter in seiner Not angerufen hat. Selbst der offizielle Stil zeigt keine Spur, ja keinen Schein einer ernstgemeinten Anbetung; von einem Glauben daran, daß diese neugeschaffenen Götter dem Gemeinwesen oder dem einzelnen Untertanen einen wirklichen Segen zuzuwenden vermöchten, kann keine Rede sein. Wir besitzen eine feierliche Dank- und Lobrede auf den Kaiser Trajan, welche der schon im Eingang erwähnte Plinius als Konsul vor dem anwesenden Kaiser und dem versammelten Senat gehalten hat. Man könnte sie mit einer Predigt vergleichen, welche ein christlicher Hofprediger am Geburtstag seines Monarchen vor dessen Ohren zu halten hat. Der Redner erhebt sich einmal zur Anrede an den unter die Sterne versetzten Nerva, den Vorgänger und Adoptivvater des vor ihm sitzenden Kaisers. Aber er weiß dem Kaisergott im Himmel nur zu sagen: es müsse ihm eine

¹³⁾ Herodianus IV, 2.

rechte Freude sein, daß sein Nachfolger auf Erden noch besser sei als er selbst. In der That, der Kaiser auf Erden, der noch ein Mensch war, war mehr wert, war achtungsgebietender, als der vergötterte Erbkaiser im Himmel. Das Gebet für des Kaisers Heil und des Reiches Wohl, welches der Konsul zum Schluß in würdigen Worten ausspricht, ist nicht an den neugeschaffenen Quasi-Gott, sondern an die guten alten Götter, vor allem an Jupiter, den Burgherrn und Schirmvogt der ewigen Roma, gerichtet.

kehren wir von diesem Bilde heidnischer Menschenvergötterung zu den Verehrern des lebendigen Gottes, zum jüdischen Volk und zu der aus demselben hervordachsenden christlichen Kirche zurück, so begegnet uns hier nur ein einstimmiges Verdammungsurteil über alles, was mit solcher Verehrung, sei es gestorbener, sei es lebender Menschen, einen Zusammenhang oder eine Ähnlichkeit hatte. Daß jene Anbetung der Kaiser gar nicht ernstlich gemeint, sondern nur eine Zeremonie war, in welcher die unverlethliche Majestät des Reiches, der römischen Weltherrschaft zu symbolischem Ausdruck gelangte, galt in den Augen der Juden und der ersten Christen nicht als Entschuldigung. Die Lästerung wird nicht gemildert durch die Frivolität, womit sie ausgesprochen wird. Als in den Jahren 38 und 39 u. Z. dem kürzlich zur Regierung gelangten Kaiser Caligula auf dem Boden Palästinas Altäre errichtet, und vom Böbel zu Alexandrien sogar in den jüdischen Synagogen Bilder des Kaisers aufgestellt wurden, ging ein Schrei der Entrüstung durch die jüdische Welt. Und als dann vollends Caligula, um den Troß der Juden zu brechen, den Befehl gab, mit Waffengewalt sein Standbild im Tempel zu Jerusalem aufzurichten, da fehlte nicht viel daran, daß schon damals der blutige Kampf ausbrach, welcher 30 Jahre später mit dem Untergang Jerusalems

endigte. Nicht dem Umstand, daß gerade ein solcher Kaiser wie Caligula, sondern der Tatsache, daß überhaupt ein Mensch von denen, die da „wissen, was sie anbeten“, göttliche Verehrung für sich fordere, galt der todesmutige Zorn aller Juden. Und Juden, echte Israeliten in diesem Stück waren auch die Christen in Palästina und die Missionare, welche von dort aus den Heiden das Evangelium brachten; das heißt aber: der ganze Kreis, um dessen Anbetung Jesu es sich heute für uns handelt. Es wurde unter ihnen überliefert, daß Jesus sich gelegentlich, aber doch in vollem Ernst zu dem Grundartikel israelitischen Glaubens von dem einen, allein anbetungswürdigen Gott bekannt habe¹⁴⁾. Sie predigten diesen Artikel denen, welche ihn noch nicht kannten; und viel mehr noch, als durch den fortdauernden Zusammenhang mit Israel¹⁵⁾ und seinem Kultus, wurde durch die beständige Berührung mit dem Heidentum das Urteil lebendig erhalten, daß jede gottesdienstliche Verehrung der Kreatur statt des Schöpfers oder neben dem Schöpfer eine Vertauschung der Wahrheit mit der Lüge, ein Gottes Zorn herausfordernder Frevel und für alle Frommen ein Greuel sei¹⁶⁾. Als der Seher Johannes vor dem Engel, welcher ihm die Gesichte der Offenbarung zeigte, das eine und das andere Mal anbetend nieder sinken wollte, hörte er jedesmal die Warnung: „Siehe zu, tue es nicht; ich bin dein und deiner Brüder Mitknecht; bete Gott an“ (19, 10; 22, 9). Vor dem Herrn Jesus dagegen, der ihm erschienen, fällt er nieder, ohne etwas anderes zu hören als Worte des Trostes, damit er nicht im Schreck vor der anbetungswürdigen Majestät des ewig Lebendigen

¹⁴⁾ Mark. 12, 28—34 vgl. Matth. 4, 10; Joh. 17, 3.

¹⁵⁾ Vgl. das Bruchstück eines Zwiegesprächs zwischen einem Juden und einem Judenchristen Jak. 2, 18—19.

¹⁶⁾ Röm. 1, 25; Apostelgesch. 14, 11—15; 17, 16; 1 Joh. 5, 20 f.

vergehe (1, 17 f.). Die Hände, welche Jesus segnend und beruhigend diesem seinem Anbeter aufs Haupt legt, bestätigten nur die längst bestehende Übung der Gemeinde. Gerade dadurch aber, daß die Christen sich bewußt waren, einen Herrn als Gott anzubeten, welcher tot gewesen war, wie die verstorbenen Menschen es sind, wurde ihr Abscheu gegen alle heidnische Menschenvergötterung nur noch verschärft. Sie erschien ihnen als teuflische Frage der heiligsten Wahrheit, als Antichristentum. Es ist nicht allgemein bekannt, aber sicher nachzuweisen, daß Christen des zweiten Jahrhunderts in der rätselhaften Zahl, welche in der Offenbarung den Namen des Antichrists ausdrückt, den Namen des Caligula, den Namen „Gajus Kaiser“ wiederfanden und sie danach zu ändern sich erlaubten; und es ist kaum zu bezweifeln, daß schon Paulus unter dem unvergeßlichen Eindruck jener Freveltat desselben Kaisers das Bild des Antichrists gezeichnet hat (2 Thess. 2, 4).

Die Frage kehrt wieder: Wie ist es zu erklären, daß die Christgläubigen Israeliten, welchen jede Vergötterung der Creatur ein Greuel war, den Jesus anbeteten, den sie als Menschen hatten leben und sterben sehen? Es hieße nicht die Frage beantworten, sondern sie umgehen und die Antwort künstlich hinausschieben, wenn man sagen wollte: Sie waren weit entfernt von dem heidnischen Gedanken, daß sie ihrerseits einen Menschen, und wäre er der heiligste und herrlichste von allen, zu einem Gott machen könnten und dürften; sie waren vielmehr überzeugt, daß Gott Jesum aus der Niedrigkeit menschlichen Lebens zu göttlicher Hoheit erhoben und zu einem Herrn im Himmel gemacht habe. Denn, abgesehen davon, daß auch die Heiden ähnliches glaubten, soweit sie es mit der Verehrung der Heroen noch einigermaßen ernst nahmen ¹⁷⁾, wo anders, als

¹⁷⁾ Plineius in dem mehrerwähnten Panegyricus Kap. 11 jagt zum

im Glauben und Denken der Jünger, existierte doch jene göttliche That der Erhöhung Jesu zum Throne Gottes? Wie ist sie in ihr Denken hineingekommen? Das ist aber mit anderen Worten nur dieselbe Frage, auf welche wir die Antwort suchen. Es ist auch noch keine Antwort darauf, sondern nur eine Abweisung falscher Antworten, wenn wir behaupten: Für christgläubige Juden war es ein unvollziehbarer Gedanke, daß einer Gott im Sinne eines Gegenstandes der Anbetung sei, welcher dies erst im Laufe der Zeit geworden wäre. Ein neuer, ein gewordenener, um nicht zu sagen ein gemachter Gott war ihnen mindestens ebensosehr wie uns ein Widerspruch in sich selbst. Gott wird nicht; Gott ist, Gott war und wird sein. Eben dies bekannte man von Jesus, so oft man ihn im Gebete anrief. Und das ist nicht etwa nur unsere Schlußfolgerung, sondern dies ist das ausdrückliche Bekenntnis der ersten christlichen Generation. Dieselbe Offenbarung des Johannes, welche so bestimmt jede Anbetung nicht nur der Götzen der Gegenwart und der Endzeit, sondern auch der guten himmlischen Geister verbietet, gibt auch die ausreichende Erklärung dafür, warum doch andererseits dem geschlachteten Lamm dieselbe und gleiche Anbetung wie dem Vater von allen Kreaturen im Himmel und auf Erden gebühre (5, 13). Es ist dies darum keine Vergötterung der Kreatur, weil Jesus dem Grundbestand seiner Person nach eben keine Kreatur, sondern der Anfang aller Kreatur, der ewige Ausgangspunkt alles Werdens und alles gewordenen Seins ist (3, 14). Vor dem darf und muß der Mensch anbetend niederfallen, welcher von sich bezeugen kann,

Kaiser Trajan im Gegensatz zu den frivoleren Vorgängern auf dem Thron: „Du hast deinen Vater (Kaiser Nerva) unter die Sterne versetzt, nicht um die Bürger zu schrecken, nicht um die Götter zu beleidigen, nicht um dich zu ehren, sondern weil du an ihn als Gott glaubst“.

was der Gott Israels durch die Propheten von sich bezeugt hatte, und was dasselbe Buch der Offenbarung (1, 8; 21, 6) von dem allgewaltigen Vater sagt: „Ich bin der Erste und der Letzte, das A und das D, der Anfang und das Ende“ (1, 17; 2, 8; 22, 13). Das sind ja aber nicht besondere Enthüllungen, welche einem einzigen Apostel zu teil geworden wären. In dieser Beziehung besteht kein Unterschied zwischen dem, was ein Johannes hier oder im Eingang seines Evangeliums und seines ersten Briefes bezeugt, und was bei Paulus und anderen Aposteln beiläufig und mannigfaltig zum Ausdruck kommt. Auch Paulus weiß ja, daß der, welcher jetzt ein reicher Herr über alle seine Anbeter ist, einst arm gewesen; aber er weiß auch, daß er reich gewesen war, ehe er um unfretwillen arm wurde; und daß er in göttlicher Gestalt existierte, als und ehe er sich seines Besitzes an Macht und Herrlichkeit entäußerte und Knechtsgestalt annahm. Eben dies bezeugen als christlichen Gemeinglauben der ersten Zeit alle die Stellen, wo Christus an der Schöpfung der Welt und an den Thaten der alttestamentlichen Offenbarungsgeschichte persönlich beteiligt gedacht ist. Die Vermutung, daß die apostolische Gemeinde jemals in Christus nichts anderes, als einen „vergotteten“ Menschen gesehen habe, hat kein geschichtliches Zeugnis für sich und ist ausgeschlossen durch die Thatfache, daß man ihn von Anfang an nicht als den Ersten der Erlösten selig gepriesen, sondern als den alleinigen Erlöser, als Gott und Heiland, als Quelle des Heils und der Gnade für die sündige Menschheit anbetend mit dem Vater zusammengefaßt hat. Und wenn wir irgendwo läsen, was doch nirgendwo zu lesen ist, daß Gott ihn zu einem anbetungswürdigen Gott gemacht habe; wir würden das doch nicht anders verstehen können als das Wort des Petrus, daß Gott ihn durch die Erhöhung zu einem Herrn und

Christ gemacht habe (Apostelgesch. 2, 36). Damit ist ja auch nicht gesagt, daß er während seines Erdenwandels noch nicht der Christ oder noch nicht ein Herr gewesen sei, sondern nur, daß Gott ihn nun zu einer Stellung erhoben und zu einer Lebensgestalt verklärt habe, worin er sich als den Herrn und den Christ, der er schon vorher war, an seiner Gemeinde beweisen kann.

Das alles ist sehr selbstverständlich für die, welche im Glauben der Kirche nicht nur groß geworden, sondern auch durch alle ihre Berührungen mit außerschristlichen Denkweisen zuletzt immer wieder in der Überzeugung bestärkt worden sind, daß dieser Glaube der ersten Gemeinde auch der Glaube der letzten sein wird, und daß dieser Glaube mit der Gemeinde zugleich durch allen Sturm und Streit hindurchgerettet werden wird in eine andere Welt, wo die Rätsel werden gelöst sein und alles Stückwerk menschlichen Erkennens dem Schauen der geglaubten Wahrheit weichen wird. Aber nicht alle sind so glücklich; und es ist sehr begreiflich, ist auch nicht etwa eine Erscheinung erst der neueren Zeiten, daß manche Christen in den bis in die Urzeit zurückreichenden Grundformen des christlichen Gottesdienstes nicht mehr den entsprechenden Ausdruck ihres persönlichen Glaubens erkennen und doch nicht den Mut finden, für einen neuen Glauben von Grund aus neue Formen zu schaffen. Die Freunde des altmodischen Glaubens sollten sich darüber nicht so sehr verwundern und auch nicht zu sehr eifern. Verdrießlich ist es doch erst, wenn die neomodischen Christen, deren es, wie gesagt, in den ersten Jahrhunderten der Kirche ebensogut gegeben hat, wie im neunzehnten und zwanzigsten, zuerst die Tatsachen der Geschichte des Christentums fälschen und dann mit hochgezogenen Augenbrauen und im Tone überlegenen Wissens diese Tatsachen nach ihrem Sinn zu erklären suchen.

Dahin gehört es, wenn man den Glauben an die persönliche und ewige Gottheit Jesu, dessen Zeugnisse uns bei den verschiedensten Schriftstellern des Neuen Testaments begegnen, als Frucht des theologischen oder philosophischen Denkens einzelner Männer darstellt. Ja, Paulus war ein Schüler der Rabbinen gewesen, ehe er ein Lehrer des Christenglaubens wurde, und es fehlt in seinen Briefen nicht an Spuren seiner rabbinischen Bildung. Es wäre ja an sich denkbar, daß er in den Jahren des Wartens und der Vorbereitung, die er nach seiner Bekehrung in Tarsus verlebte, versucht hätte, seinen neuen Glauben an Jesus, den Herrn der Herrlichkeit, in die Gedankenformen der jüdischen Theologie zu fassen. Die jüdische Theologie hatte die Neigung, die Tätigkeiten, Eigenschaften, Erscheinungsformen der Gottheit wie persönliche Einzelwesen vorzustellen und darzustellen, und andererseits dem, was in der heiligen Geschichte als eine Macht sich zeigt, eine ewige Existenz zuzuschreiben. Von der Weisheit, von der Rede, von der Herrlichkeitserrscheinung Gottes sprach man wie von Personen; und selbst das Gesetz, das durch Moses gegeben, sollte vor der Welterschöpfung bei Gott gewesen sein. Aber wo zeigt sich eine Spur dieser Begriffe in den Aussagen des Paulus über die Ewigkeit und Gottheit der Person Jesu? Von einem selbst-erfundenen System des Paulus, in dessen Zusammenhang die Person Jesu über ihre geschichtliche Stellung und über die bisherige Schätzung in der Gemeinde erhoben worden wäre, kann nicht die Rede sein. Durchaus unsystematisch sind die Aussagen des Paulus über die ewige Gottheit Christi; denn ganz unvermittelt steht neben diesen das altisraelitische Bekenntnis zu dem einen und einzigen Gott, neben welchem es keinen anderen gibt. So unzusammenhängend war doch sein Denken wohl nicht, oder richtiger ausgedrückt, so

gedankenlos war der scharfsinnige christliche Rabbi doch schwerlich, daß er sich des formalen Widerspruchs nicht bewußt geworden wäre, der darin lag, wenn er wie z. B. 1 Kor. 8, 4—6 in einem Atemzug von dem einen Gott und von dem einen Herrn, der doch auch ein anbetungswürdiger Gott ist, sprach. Aber so wenig war auch sein Glaube an Christus ein Ergebnis schulmäßigen Denkens, daß er gar kein Bedürfnis zeigt, in Gedanke und Wort gegen einander auszugleichen, was im Glauben der Gemeinde von jeher gegeben war: die Einzigkeit Gottes und die ewige Gottheit des Heilands. Man hat darauf Gewicht gelegt, daß Paulus die Erkenntnis von der Ewigkeit der Person Jesu nicht förmlich mit lehrhafter Absicht, sondern immer nur beiläufig ausspreche. Aber was folgt denn daraus anders, als daß er dies nicht als eine neue höhere Erkenntnis ansah, welche ihm aufgegangen wäre und anderen Christen erst als etwas Neues hätte lehrhaft auseinandergesetzt werden müssen? Gerade die Art, wie Paulus überall hievon redet, auch wenn er zu Christen redet, die er nicht unterwiesen hatte, ist der schlagende Beweis dafür, daß er bei allen Anbetern Jesu die gleiche Erkenntnis voraussetzt. In dieser Voraussetzung konnte er sich nicht irren und hat er sich nicht geirrt. Wir fanden dieselbe Erkenntnis und denselben formalen Selbstwiderspruch im Buch der Offenbarung, dessen Verfasser doch jedenfalls kein Schüler des Paulus war. So kann also auch Paulus nicht der Anfänger einer theologischen Entwicklung gewesen sein, deren Ergebnis ein allgemeiner Glaube einer zweiten Generation an die persönliche und ewige Gottheit Christi wäre. Unsere geschichtliche Betrachtung hat es mit der ersten Generation zu tun, vor allem mit der jüdischen Christenheit Palästinas und ihren Häuptern, mit einem Jakobus, dem Bruder des Herrn, einem Petrus, einem Johannes. Es wäre doch abgeschmackt

zu denken, daß diese Männer ihre ursprüngliche, in Predigt und Lehre, Kultus und allem Sprachgebrauch der Gemeinde ausgeprägte Anschauung von Christus gegen eine wesentlich andere vertauscht hätten, welche in einem spekulierenden Kopfe entstanden wäre. Eine solche hätte bei ihnen nur auf Widerspruch stoßen können. Es könnte auch nicht an deutlichen Spuren eines Gegensatzes in der Würdigung der Person Jesu innerhalb des Neuen Testaments fehlen, wenn in bezug hierauf eine in Gegensätzen sich fortbewegende Entwicklung stattgefunden hätte. Paulus zumal war nicht der Mann, solche Gegensätze zu verwischen oder zu verbergen. Nun aber bezeugt er, daß auch die ihm feindseligen judenchristlichen Lehrer, welche ihm ein Dorn im Auge waren, keinen anderen Jesus predigen, als er selbst¹⁸⁾. Alles dies bestätigt nur, was sich uns von vornherein in der Tatsache darstellte, daß die Christenheit schon vor der Bekehrung des Paulus Jesum angebetet hat.

Ist diese Stellung der Gemeinde zu ihrem Herrn überhaupt das Ergebnis einer Entwicklung, so kann es nur eine solche sein, welche am Pfingstfest bereits wesentlich abgeschlossen war. Nur das persönliche Wirken und Lehren Jesu kann in den Herzen seiner Jünger diese Entwicklung oder, sagen wir lieber, diese Revolution in ihrem religiösen Denken hervorgerufen haben, welche in der Anbetung Jesu ihren höchsten, aber doch ganz naturwahren Ausdruck gefunden hat. Man kann ja sagen: derselbe Geist, welcher sie mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff, daß das „Abba, lieber Vater“ wie ein Naturlaut aus den Herzen aller Gläubigen hervorbrach, der habe sie auch über ihr eigenes Wissen und Verstehen hinaus getrieben, zu

¹⁸⁾ 2 Kor. 11, 4 vgl. Phil. 1, 15—18; Kol. 4, 11.

rufen: „Herr Jesu, hilf!“ Darin liegt etwas Wahres; aber es würde zum Aberglauben werden und wäre gegen die geschichtliche Wahrheit, wenn wir uns solche Wirkung des Geistes losgelöst denken wollten von der Lehre Jesu. Jesus selbst hat zu seinen Jüngern gesagt: „Der Geist wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen“. Er soll sie alles dessen erinnern, was Jesus ihnen gesagt hat. In den Worten Jesu, an seiner Rede zu bleiben, war das Gebot, von dessen Erfüllung alle wahre Jüngerschaft abhängen sollte. Und „Jünger“ d. h. Schüler blieb lange Zeit einer der Namen, welche die Anbeter Jesu sich selber gaben. Auch Paulus, der Jesu Lehre nicht selbst gehört hat, läßt kein anderes Evangelium gelten, als das eine „Evangelium Christi“ d. h. „die Predigt Jesu“. Was nicht in dieser schon wesentlich enthalten ist, was nicht auf der Linie des von Jesus zuerst gepredigten „Evangeliums Gottes“ sich bewegt und als eine durch die Entwicklung der Dinge gebotene Ausführung und Anwendung desselben sich erweisen kann, gilt ihm wie den andern Aposteln als ein Zerrbild christlicher Lehre.

Aber gerade dann, wenn man sich dies vergegenwärtigt, ergibt sich eine Schwierigkeit für unsere Frage. Das „Abba“, welches der Geist die Kinder Gottes rufen lehrt, hat seinen festen Grund in der Lehre Jesu; denn er hat seine Jünger von Anfang an gelehrt, all' ihr Anliegen in wenigen Worten Gott als ihrem himmlischen Vater vorzutragen. Das Gebet zu Jesus scheint nicht ebenso sicheren Grund in seiner Lehre zu haben. Sicher jedoch ist zunächst dies, daß Jesus das Gebet seiner Jünger nicht nur von den zu seiner Zeit herrschenden Verzerrungen und Entartungen, von pharisäischer Prahlerei vor Gott und Menschen und von heidnischem Geplapper rein

gehalten wissen wollte. Ihr Gebet sollte ein von Grund aus neues sein. Wenn Jesus im Vaterunser, in dem Muster des Gebets, welches er seinen Jüngern gab, an jüdische Gebetsformen sich angeschlossen, so war es doch ein neues, erst durch Jesus begründetes Verhältnis zu Gott, welches in allem Beten wie in allem Handeln seiner Jünger zum Ausdruck kommen sollte. Nicht als Glieder des Volkes, welches Gott seinen erstgeborenen Sohn genannt hatte, sondern als Jünger Jesu, der sie als einzelne Personen zum Königreich Gottes seines Vaters berufen hatte, sollten sie Gott als ihren Vater wissen und anbeten. Schon vor Jesus hat die jüdische Gemeinde von Gott als dem „Vater im Himmel“ geredet und ihn im Gebet mit „Unser Vater“ angeredet. Es war auch nicht völlig unerhört, daß der einzelne von Gott als seinem Vater im Himmel redete. Und doch wurde es von Freund und Feind als etwas Neues empfunden, daß Jesus, der Zwölfjährige und der Dreißigjährige, von Gott als seinem Vater redete, als ob er nur sein und nicht aller Israeliten Vater sei. Das war in der That etwas Neues; und eine neue Lehre war es auch, die Jesus damit verkündigte, daß er in der Unterweisung seiner Jünger nicht nur zu ihnen allen sagte: „euer Vater im Himmel“, sondern auch zu dem einzelnen unter ihnen: „bete zu deinem Vater“. Neu war daran vor allem dies, daß Menschen auf Grund ihres Verhältnisses zu einem anderen Menschen in einem näheren und vertrauteren Verhältnis zu Gott stehen sollten, als die frömmsten Glieder der jüdischen Gemeinde, welche von Jesus nichts gewußt haben. Ist nun das Gebet der unmittelbarste Ausdruck der Religion, so mußte auch die neue Religion in einer neuen Art des Gebetes sich aussprechen. Nicht nur die Entfesselung der Religion von den Schranken der Nation und die damit gegebene Steigerung ihres Charakters als eines

persönlichen Verhältnisses zu Gott, sondern ebensosehr die Vermittlung dieses neuen Verhältnisses zu Gott durch Jesus mußte im Gebet zum Ausdruck kommen. Das Eine wie das Andere geschieht noch nicht im Vaterunser. Jeder Israelit konnte dies beten, und Israeliten, welche von Jesus nichts wissen wollten, haben ganz ähnlich gebetet. Wenn Jesus gleichwohl die Jünger anwies, in dieses Gebet alle ihre Anliegen zusammenzufassen, so ist das nur eines der Beispiele dafür, daß Jesus durch Lehre und Tat zeigen wollte, wie man die Formen jüdischer Frömmigkeit mit Geist und Wahrheit erfüllen, in Geist und Wahrheit gebrauchen solle. Das neue Gebet der neuen Gemeinde war das Vaterunser noch nicht¹⁹⁾. Jesus hat es aber auch nicht der natürlichen Entwicklung des von ihm in die Herzen seiner Verehrer gelegten Keims überlassen, die ihrem religiösen Stand entsprechende Art des Gebetes aus sich zu erzeugen, sondern er hat seinen Jüngern dazu ausdrückliche Anweisung gegeben. Er hat sie angewiesen, in seinem Namen zu beten, und hat an diese neue Art des Betens besondere Verheißungen geknüpft. Da, wo er nach der evangelischen Überlieferung wiederholt und nachdrücklich von dem Gebet der Jünger in seinem Namen geredet hat, in den Reden des letzten Abends, den er mit ihnen zusammen war, macht er sie aus-

¹⁹⁾ Nach Luk. 11, 1—4 tritt Jesus durch Mittheilung des Vaterunsers der irrigen Meinung der Jünger entgegen, daß es für sie einer besondern neuen Gebetsformel bedürfe; und im Zusammenhang der Bergpredigt (Matth. 6, 7—15 vgl. 5, 17—19) liegt, daß es ein echt jüdisches Gebet ist. Die Theologen, welche das Vaterunser das echteste Bekenntniß des Christentums nennen, könnten ihren Irrtum aus der Tatsache erkennen, daß auf dem Religionskongreß zu Chicago im J. 1893 das Vaterunser von den Vertretern aller Religionen als das „allgemeine Gebet“ gebetet worden ist. Vgl. Zehender, Die Weltreligion (1897) S. 15. 18.

drücklich darauf aufmerksam, daß das für sie eine neue, bisher noch gar nicht von ihnen geübte Weise des Verkehrs mit Gott sei, und zwar eine so vollkommene Weise, daß sie auch in der herrlichen Zukunft nicht aufhöre, wenn die Jünger der Belehrung durch Jesus und selbst der Fürbitte Jesu nicht mehr bedürfen, weil sie auf Grund ihres bis zu Ende bewährten Glaubens und Liebens der Liebe und des Wohlgefallens Gottes an sich selbst wert geworden sind (Joh. 16, 23—27). Andererseits bemerkt man, daß Jesus an demselben Abend, kurz vor den angeführten Aussagen, von dem zukünftigen Gebet in seinem Namen als einer längst bekannten oder selbstverständlichen Sache geredet hat (14, 13 f.; 15, 16). Dazu stimmt es, daß Jesus nach anderweitigem Bericht schon in einem früheren Zeitpunkt es wie selbstverständlich voraussetzt, daß, wenn nach seinem Hinscheiden zwei oder drei sich zu gemeinsamem Gebet vereinigen, um etwas einzelnes von Gott zu erbitten, sie sich auf seinen Namen hin, in seinem Namen vereinigen werden (Matth. 18, 19f.). Jesus muß also von dem Verhältnis der Gemeinde zu ihm, wie es nach seinem Abschied geartet sein werde, längst so geredet haben, daß das Gebet in seinem Namen als die natürliche und selbstverständliche Äußerung dieses Verhältnisses erschien.

„Im Namen Jesu beten“ heißt zunächst nichts anderes, als unter Berufung auf ihn und in dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu ihm Gott anrufen. Das Aussprechen des Namens Jesu im Gebet bedeutet schon darum etwas ganz anderes, als wenn ein Elia in seinem Gebet der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob gedachte (1 Kön. 18, 36). Das waren Größen der Vergangenheit ohne tätigen Anteil an der Gegenwart. Großes hatte Gott an ihnen und durch sie getan, und dieser Taten Gottes zu gedenken, stärkt den Glauben

des nachgeborenen Beters aus ihrem Geschlecht. Aber sie haben ihren Dienst getan und können ihren Nachkommen nicht helfen. „Abraham weiß von uns nicht, und Israel kennt uns nicht“ (Jes. 63, 16). Jesus dagegen nahm die ganze Zukunft bis zur Weltvollendung für sich und sein lebendiges Wirken in Anspruch. Tod und Grab sind ihm nur der Durchgang zu einer intensiv und extensiv gesteigerten Wirkung auf die Gemeinde und die Welt. Die Beter, welche sich auf seinen Namen hin versammeln und in seinem Namen Gott anrufen, wissen aus seinen eigenen Worten zweierlei, was ihr Verhältnis zu ihm von aller gegenseitigen Gemeinschaft gestorbener und lebender Menschen wesentlich unterscheidet. Sie wissen erstens, daß Jesus seit seiner Auferstehung und Auffahrt zu Gott erst recht lebendig und wirksam ist, daß er an der Weltregierung Gottes tätigen Anteil hat, und daß er insbesondere für seine Gemeinde bei seinem Vater fürbittend eintritt. Und zweitens wissen sie aus seinen Worten, daß er sich ihnen nun, seitdem er erhöht ist, erst recht gegenwärtig machen kann und will, daß er als ihr Bundesgenosse mit ihnen und ihrer Arbeit sein und insbesondere bei ihrem Gebet unsichtbar unter ihnen weilen will²⁰⁾. Somit ist ihr Beten in seinem Namen das Kennen nicht eines Gewesenen, sondern eines Lebendigen, und nicht eines Abwesenden sondern eines Anwesenden. Daraus ergibt sich aber von selbst, daß die im Namen Jesu zu Gott Betenden eben damit auch zu Jesus beten. Es wäre eine unerträgliche Abstraktion, sich Jesum einerseits bei Gott als dessen Mitregent und als Fürsprecher der Gemeinde und andererseits in der Versammlung der Beter gegenwärtig zu denken und doch zu meinen, was gleichsam vor seinen Ohren zu Gott geredet wird, dringe nicht zu seinem

²⁰⁾ Matth. 18, 20; 28, 19 f.; Joh. 13, 32; 14, 16; 15, 4 f.; 16, 6.

Herzen als Anruf und Bitte der Seinigen. Daß vielmehr das Beten im Namen Jesu mit innerer Notwendigkeit zur Bitte an Jesus sich gestalte, hat Jesus selbst in demselben Augenblick ausgesprochen, wo er nach der vorhandenen Überlieferung zum erstenmal ausdrücklich und nachdrücklich von der Sache geredet hat. Wenn er sagt: „Was immer ihr in meinem Namen erbittet, das werde ich tun, damit der Vater im Sohn verherrlicht werde“ (Joh. 14, 13), so ist schon damit gesagt, daß Jesus die in seinem Namen an den Vater gerichtete Bitte als an ihn selbst gerichtet ansehen werde; denn nicht vom Vater, sondern von sich selbst sagt er, daß er jene Bitten erfüllen werde. Während dies aber in diesem Satze nur beiläufig zu Tage tritt, und dagegen der Nachdruck darauf liegt, daß alle solche Bitte Erfüllung finden soll, schreitet Jesus im folgenden Vers zu der Aussage fort: „Wenn ihr mich etwas in meinem Namen bitten werdet, werde ich es tun“²¹⁾. Daß Jesus seine Jünger nicht eigens dazu anweist, nach seinem Hingang zu Gott ihm selbst wie dem Vater ihre Anliegen im Gebet vorzutragen, sondern daß er dies wie eine selbstverständliche Folge ihres Verhältnisses zu ihm unvermerkt einfließen läßt, ist der stärkste Beweis dafür, daß die Anbetung Jesu nicht das Ergebnis theologischer Reflexion der ersten oder gar einer zweiten christlichen Generation ist, sondern der naturnotwendige Ausdruck des von Jesus in seinen Jüngern gestifteten religiösen Lebens.

Mit alledem aber ist immer noch nicht erklärt, wie in dem ganzen Kreise der an Jesus gläubig gewordenen Israeliten die früher erwähnten Bedenken gegen jede Anbetung eines

²¹⁾ Die Echtheit der dieser Überetzung zugrunde liegenden Lesart kann hier nicht in Kürze bewiesen werden.

anderen neben Gott so völlig überwunden worden sind, daß wir auch nicht die leiseste Spur davon in den Urkunden des ältesten Christentums entdecken können. Sie können nur überwunden worden sein durch ein deutliches und vielfältiges Selbstzeugnis Jesu über sein Verhältnis zu Gott, welches die Anbetung des Menschen Jesus nicht als eine religiöse Verirrung, sondern als die innigste Weise der Anbetung Gottes erscheinen ließ. Das ist aber nicht nur eine Forderung, welche sich uns durch einen Rückschluß von der Anbetung Jesu auf ihre Ursache ergibt, sondern eben dies ist uns auch überliefert. Dasselbe Evangelium des Johannes, welches allein uns deutlich bezeugt, daß Jesus von seinen Jüngern ein Beten in seinem Namen und ein Beten zu ihm erwartet hat, berichtet uns auch von solchen Aussagen Jesu, in welchen allein der ausreichende Grund für die Anbetung Jesu liegt, wenn anders sie wirklich von Jesus gesprochen worden, und wenn sie selber in der Wahrheit begründet sind. In diesem Evangelium allein spricht Jesus deutlich und zuletzt auch „ohne Gleichnis“ von seiner Herkunft aus der himmlischen Welt, in welche er sterbend und auffahrend zurückkehrt. Da spricht er von seinem Sein, ehe Abraham war, und von der Herrlichkeit, die er beim Vater hatte, ehe die Welt war. Andererseits fehlt gerade in diesem Evangelium kein Zug zu dem Bilde eines wahrhaft menschlichen Lebens des Sohnes Gottes, in bezug auf die Unterordnung unter Gott, in bezug auf das stückweise fortschreitende Erkennen, Beschließen und Handeln, in bezug auf das Empfinden und Mitempfinden menschlichen Leids, auch in bezug auf die Pflege menschlicher Freundschaft. Aber alles dies ist eingeschlossen in den Ring eines ewigen göttlichen Leben dieses Einzigen. Von da aus wird es dann auch verständlicher, als es sonst wäre, wie ein Mensch, welcher Menschen die Wahr-

heit verkündigt (8, 40), einen Glauben an ihn, eine Liebe zu ihm, ein Hängen an ihm, ein Bleiben in ihm als Bedingung der Seligkeit fordern konnte; wie er lehren konnte, daß alle Frömmigkeit und Sittlichkeit, die vor ihm gewesen, sich fortentwickeln müsse zum freudigen Anschluß an ihn, ja zu einer Verehrung des Sohnes, welche der Verehrung des Vaters entspricht²²⁾. Den Vorwurf der Gotteslästerung wies er zurück, so oft er erhoben wurde; aber er tat es, ohne ein einziges jener Worte zurückzunehmen, welche allerdings Lästerungen wären, wenn sie nicht wahr wären. Und er konnte den Vorwurf zurückweisen, da er wußte, daß alle Verehrung, die ihm zu teil werden sollte, der Verehrung Gottes keinen Eintrag tun, sondern ebenso wie sein eigenes Wirken und Lehren zur Verherrlichung des Vaters ausgeschlagen werde. Am Ende des Buches, welches solches berichtet, steht der auferstandene Jesus, und ihm gegenüber steht der Zweifler Thomas, beschämt und überwunden und weiß nur zu stammeln: „Mein Herr und mein Gott“. Das Evangelium, welches so schließt, erzählt uns, wie die Anbetung Jesu entstanden ist. Wer dieses Evangelium, wie so manche tun, um deswillen für unglaubwürdig hält, der beraubt sich des vornehmsten Mittels zur geschichtlichen Erklärung des Gemeinglaubens der ersten Christen.

Zwar auch die drei ersten Evangelien enthalten dessen genug, was auf denselben Hintergrund hinweist, den das vierte Evangelium enthüllt. Auch dort redet Jesus so von sich, wie tatsächlich kein Mensch vor oder nach ihm von sich geredet hat. Was er dort von seiner zentralen Stellung im Reiche Gottes und seiner bis ans Ende der Zeiten reichenden Mittler-

²²⁾ Joh. 3, 17—21; 5, 23; 6, 35. 45; 14, 1; 15, 1—8.

stellung zwischen Gott und den Menschen sagt, läßt nur eine dreifache Beurteilung zu. Entweder man findet es mit der wohlbezeugten Demut und Frömmigkeit Jesu unverträglich, daß er sich für den Christ, für den Sohn Gottes ohne seinesgleichen, für den Heiland und Richter aller Menschen ausgegeben habe, und verwirft darum das Zeugnis auch dieser Evangelien in den allerwesentlichsten Punkten. Oder man läßt dies geschichtliche Zeugnis gelten und erklärt sich die alles Maß des Menschenmöglichen übersteigenden Ansprüche Jesu daraus, daß er ein kranker Geist gewesen, am Größenwahn gelitten habe, wie das ja allen Ernstes bis in unsere Tage mehr als einmal versucht worden ist. Oder endlich man läßt dies geschichtliche Zeugnis nicht nur gelten, sondern läßt sich auch von dem treuen Zeugen, der darin redet, überzeugen. Vielleicht braucht das Bekenntnis dessen, der sich am Zeugnis der drei ersten Evangelien genügen läßt, nicht wesentlich anders zu lauten als das Bekenntnis des Thomas. Wir sehen auch in diesen Evangelien die nachmalige Anbetung des erhöhten Jesus schon während seines Erdenlebens sich vorbereiten. Es geht doch hinaus über die ehrerbietige orientalische Begrüßung des Königs und Herrn, wenn die, welche Jesum auf den Wellen des Sees hatten wandeln sehen, vor ihm niederfallen und sagen: „Du bist wahrhaftig ein Sohn Gottes“ (Matth. 14, 33). Am Schluß des Matthäusevangeliums lesen wir, daß die Jünger vor dem auferstandenen Herrn auf die Kniee sanken. Aber wir lesen auch, daß etliche zweifelten, und wir hören nicht mehr, daß dieser Zweifel überwunden worden sei. Das ist ein Sinnbild der Unvollständigkeit des Zeugnisses dieser Evangelien, ihrer Unzulänglichkeit für das Bedürfnis derer, welche glauben sollen, ohne zu sehen. Wäre die Gemeinde jemals beschränkt gewesen oder für immer beschränkt geblieben auf diejenigen Erinnerungen und Über-

lieferungen, welche in den drei ersten Evangelien niedergelegt sind, so wären nicht nur empfindliche Lücken in ihrer geschichtlichen Kunde von Jesus, es würden auch Zweifel geblieben und immer wieder aufgetaucht sein, welche durch fromme Betrachtung und bloße Schlußfolgerung des willigen Glaubens nicht zu überwinden sind. Der Zweifel aber ist ein Feind des Gebetes. Wäre nicht geschichtlich, was das vierte Evangelium als Wort und Tat Jesus berichtet, oder wäre sein Inhalt das Geheimnis weniger, ohne Einfluß auf den Glauben der gesamten Gemeinde geblieben, so wäre ihre Anbetung Jesu nicht nur geschichtlich unbegreiflich, sondern auch sachlich unberechtigt. Jesus hätte keine wahren Jünger gehabt; denn die, welche sich so nannten, wären nicht „an seiner Rede geblieben“. Aber eben dies ist ungläublich. Ungläublich schon darum, weil die persönlichen Jünger Jesu keinen anderen Meister beehrten und gelten lassen wollten, als den, welcher sie zu glücklichen Menschen gemacht hatte, und keine höhere Lehrautorität anerkannten als seine Worte. Ihrer treuen Erinnerung und ihrer eigenen wie ihrer Schüler Aufzeichnung verdanken wir ja all' unsere Kunde von Jesus und auch die Kenntniß der Worte des Meisters, an welchen wir die Berechtigung seiner Jünger bemessen, sich seine Jünger zu nennen. Sie bestehen die Probe, wenn wir den Maßstab nicht willkürlich verkürzen.

Wenn wir nun heutigen Tages mit der Gemeinde in ihren innigsten Liedern und Gebeten Jesum Christum anrufen als unseren lebendigen Gott und Heiland, oder wenn wir mit unseren Kindern um den gedeckten Tisch stehen und unsere Hände faltend sprechen: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast“, so dürfen wir uns eins fühlen mit denen, welche Jesus selber beten gelehrt hat. Ob wir im Vergleich mit jenen hochbe-

gnadigten Menschen uns am Glauben schwach und an Erfahrung arm fühlen, ein aufrichtiges „Kyrie eleis“ bringen wir doch wohl fertig; und ob unser unruhiges und begehrlisches Herz unendlich oft keine andere Antwort erhielt als die: „Laß dir an meiner Gnade genügen“, so ist auch dies eine Antwort, um die es sich lohnt zu beten.
